

Höhenflüge mit Bodenhaftung

Schreiben im Dialekt heute – Positionsbestimmung eines fränkischen Mundartdichters

„Mundart? Um Gottes willen, nein!“ So oder ähnlich reagiert mancher Zeitgenosse, wenn man ihm mit Dialekt oder Dialektliteratur kommt. Eine solche Reaktion ist verständlich, aber oft auch arrogant und borniert. Zugegeben, was einem als angebliche Dialektkunst häufig untergejubelt und zugemutet wird, das bestätigt ja gerade das alte Vorurteil der Trivialität. Das meiste, was uns gemeinhin als „Mundart“ in so unerträglich niveaulosen „Versli“ und „Liedle“ und „Stückle“ vorgeführt wird, ist ja nichts weiter als „a lustigs Gschmarri“, oder verklärte Anekdoten über eine scheinbar heile Welt und die vermeintlich gute, alte Zeit. Ironischerweise wohnen die Leute heute im picobello eingerichteten Siedlungskasten aus dem Musterhauskatalog – aber sie hören kitschige Mundartschlager, schauen sich fränkisch kalauernde Witzbolde und Quoten-Komiker an, oder einen zünftigen Bauernschwank, in dem es von Baierisch sprechenden Rossbauern und Stallknechten nur so wimmelt.

Damit wird das Bild vom Mundartsprecher als unterbelichtetem Hinterwäldler beständig weitergetragen und verstärkt. So wird auch die Mundart als Sprachform nicht ernst genommen, ja sogar Schindluder mit ihr getrieben, so wird mit ihr nichts Neues und Eigenes geschaffen, so fügt man ihr – ausgerechnet in und mit der Mundart – bleibenden Schaden zu. Auf die Dumpfbacken, die Dialekt sprechen, schaut man insgeheim herab – und zockt sie kaltschnäuzig ab. Das hat keiner verdient, weder der Dialekt noch das Publikum.

Was aber kann die Mundart einem Schriftsteller heute bieten? Vor allen Dingen bietet sie die Erfahrung des Anderen im Vertrauten. Es ist Deutsch, aber ein merkwürdiges Deutsch. Reizvoll am Dialekt ist die erfrischende Abweichung von der oft als geschwollen oder hochgestochen empfundenen Schriftsprache, von der hierzulande häufig recht verkopften, konstruierten und verkomplizierten Lyriksprache, die von angestrengt hirnenden Intellektuellen für zerfieselnde Philologen verfasst zu sein scheint. Das Standarddeutsche kommt einem zuweilen allzu sachlich vor, ortlos, anonym. Es kann ausgesprochen nüchtern und gestelzt klingen, auch sehr überheblich und eingebildet. Nicht bei Goethe, Heine, Eichendorff oder Rilke, aber im Allgemeinen.

Für mich als Autor bietet die Mundart zum einen ein hohes Maß an Wohlklang und Sprachmusik. Zum anderen erlebe ich den ganz eigentümlichen Wortschatz des Dialekts als unerschöpfliche Fundgrube und Bildquelle. Er birgt sehr viel

Lebensnähe und verbürgt inspirierende Anschaulichkeit. Zudem schätze ich auch die altertümlichen und bewahrenden Züge der Mundart. Worte und Ausdrücke, die in der Hochsprache längst ausgestorben oder veraltet sind, hat die Mundart für uns am Leben erhalten. Ich liebe einfach Wörter wie „Uumuß“ (Unmuß, i.S.v. Schwierigkeit) und „gäddli“ (göttlich, i.S.v. passend) oder so Wendungen wie „mir tuts ant nach dir“ (Wehmut, Sehnsucht empfinden). Da schwingen so viele Zeiten, Zwischentöne und Gefühle mit. Außerdem kann man ja auch mit althergebrachtem Material innovativ und schöpferisch zu Werke gehen, wenn man es als Ressource richtig nutzt und verfeinert.

Der Dialekt ist – zumindest bei vielen Menschen – geprägt von der bäuerlich-ländlichen Arbeitswelt, vom Dorf- und Familienleben, von Nachbarschaft und Geselligkeit, von früher Kindheitsprägung und herzerwärmender Muttersprache. Damit wirkt die Mundart für sie „unheimlich heimelig“, dingfest und bildkräftig zugleich, in vielerlei Hinsicht persönlicher, intimer, konkreter, spontaner, direkter als das Hochdeutsche. Sie rührt unmittelbar an tiefe Schichten des Gefühls und der Erinnerung, an Gerüche, Klänge, Stimmen und Situationen. Einer konkreten Landschaft, einem bestimmten Menschenschlag mit seinem ganz spezifischen Bodenschatz an Geschichten wird man mit den Mitteln des Einheitsdeutschen niemals wirklich gerecht.

Schreiben im Dialekt, das bedeutet Freiraum, einen Zustand ohne feste Normen und Regeln, den das Schriftdeutsche nach 1800, spätestens aber nach Konrad Duden gar nicht mehr kennt. Man schreibt so, wie man es hört und spricht. Gleichzeitig weiß ich, wenn der Dialekt als Literatur – und das heißt ja mit Buchstaben schwarz auf weiß festgehalten – überzeugen und überdauern soll, dann braucht man Formbewusstsein, Stimmigkeit und Klangtreue. Deshalb bemühe ich mich in meinen Gedichtbänden um eine phonetisch möglichst genaue Schreibweise, um den Originalton möglichst getreu zum Klingen bringen zu können. Aber natürlich gibt es auch Laute und Nuancen, die kann ich mit Buchstaben nicht ausdrücken, nur andeuten. So muss in meiner Mundart etwa „ooziehng“ (entweder nasaliert oder nicht) sowohl für „anziehen“ als auch für „abziehen“ stehen. Geschriebene Sprache bleibt eben nur ein Hilfsmittel, um Töne und Klänge auf dem Papier zum Ausdruck bringen zu können.

Schreiben im Dialekt bedeutet für mich auch, mich an bekannten Mustern und fremden Vorlagen zu üben und zu messen, damit zu spielen und aus Altem wieder Neues zu schmieden, die Mundart auszuprobieren in ihrer Tragweite und Eigenart. Aus diesem Grunde schrieb ich auch wiederholt Übertragungen, Anverwandlungen, Nachdichtungen und Variationen hochdeutscher, englischer und amerikanischer Gedichte und Songtexte. Sogar Lieder von Paolo Conte und Roberto Vecchioni („Sestri Levante“) fanden ihr fränkisches Gegenstück. Dies zeigt ja, wo jemand im Einzelfall herkommt und hinwill, in welchen Traditionen die Mundart als Literatursprache sich bewegt.

Aber auch die Rezeption von Dialekttexten hat so ihre Tücken und ihr ganz eigenes Glück. Fällt einem das Lesen leicht, dann verführt dies zum raschen Überfliegen, zum oberflächlichen Zur-Kennntnis-Nehmen, zum bequemen Konsum, von dem wenig hängen bleibt. Das Wertvolle erwirbt man sich jedoch meist mühsam und langwierig; man muss sich einlassen und überwinden. Wenn man Rilkes Elegien oder Celans Sprachgespinste liest, versteht man auch vieles nicht, darin liegt ja gerade der Reiz und Gewinn. Mundart lesen bedeutet Entziffern, lautes Nachbuchstabieren am still mitziehenden Zeigefinger. Es handelt sich um eine Form des Lesens, wie wir sie im Zeitalter der Massendruckwaren und Bildschirmtexte gar nicht mehr kennen. Die Anstrengung des Herumrätselns ermöglicht erst die Entdeckung der Langsamkeit auf dem Papier – bis dann der Groschen fällt und das große Aha sich einstellt: als Erkenntnis, die einen lächeln und verstehen lässt.

Geistreiche Mundartdichtung zu verfassen ist ein schwieriges Unterfangen. Das Eigene will man hervorkehren, reden wie einem der Schnabel gewachsen ist, in unterschiedliche Rollen und Stimmungslagen schlüpfen. Aufpassen muss man an allen Ecken und Enden, dass man nicht auf die Schleimspur der Nostalgie gerät oder wieder auf die alte Leier klappernder Reime und abgegriffener Klischees hereinfällt. Gewissenhafte Sprach- und Formarbeit gilt es zu leisten, die Worte müssen beständig geprüft und die Buchstaben wohl gewählt werden. All dies muss man erst einmal unter einen Hut bringen – und dann noch unters Volk und an den Mann! Was mir dabei stets als Ideal vorschwebt, das ist Dialektpoesie mit literarischem Anspruch. Texte, die von weit herkommen und hoch hinaus wollen. Texte, die sich selbst befragen und ironisch belächeln. Texte mit geschichtlichem Atem und sprachlichem Schwung, lautlich authentisch, aber klanglich aufgeladen und rhythmisch geballt. Texte mit Tiefenschärfe und Stimmenvielfalt, mit archaischer und jargonkundiger Sprachgebung. Texte, die der Mundart kunstvolle Würde und bleibenden Wert geben. Wahrhafte Texte, die auch vor unangenehmen Themen nicht zurückschrecken, sei es Krankheit oder Tod, Angst oder Trauer, Missbrauch oder Alptraum. Geistreiche Wortkunst mit Bodenhaftung halt. Nichts Geringeres als das.

(Erstmals abgedruckt im *Deutschmagazin* 4/2008)